Man trete an Bahnhofstheken heran und spreche über Getreidepreise mit einheimischen Sonntagstrinkern. Dann steige man in einen nächsten Zug und lasse sich mit viel Gemüt durch die besonnte, stille Gegend ruckeln, bis man nach all den Unbilden solcher Reiseart mit redlicher Verspätung in einer kleinen Stadt aussteigt, wo Kopfsteinpflaster sonntäglich gereinigt ist, wo die schiere Natur bis auf den Marktplatz greift, wo man als fremder Eigenbrödler durch die Straßen schlendert und sich schon auf einem fernen Erdteil dünkt.

Jetzt lasse man nichts aus. Man soll in alte Kirchen treten und sich den Schlüssel erst mit Schwierigkeiten vom Küster holen müssen. Dem Friedhof sei ein Gang gewidmet. Man speise im Hotel „Zur Post“ und lese aufmerksam den Ortsanzeiger. Man wird schon bald vergessen haben, von wo man fernesüchtig aufgebrochen ist.

Dann folge ein Gang ins Grüne. Man eile nicht. Man schlendere. Man nähere sich dem Wald und seiner Kühle und atme viermal tief. Man achte auf die segensreiche Ruhe. Wer sich dann beiläufig aufs Moos setzt, den Blick willenlos den Stamm der Bäume aufwärts gleiten läßt, die leise rauschenden Wipfel der Föhren gedankenverloren betrachtet, die Wolken sieht, die drüber ziehen, die bauschigweißen, vollen Sommerwolken; wer jetzt die Augen sachte schließt und halb im Traum den Specht auf einem fernen Baume hacken hört — wer einschläft also auf dichtem Moos, auslöscht und sich selbst vergißt, wird wie auf einem fernen Sterne schlafen.

Erwachend greift er aus Gewöhnung nach dem Wecker. Welch freudiger Schreck, wenn seine Hand dann auf dem Waldesboden liegt und nur in eine Nessel greift. Das Auge öffnet sich und will die neue Umwelt gar nicht fassen. Es ist ein neuer Mensch, der dann erwacht.

Als ob die alten Säfte der guten Erde sich ihm mitgeteilt hätten, als ob er, schlafend, eingegangen wäre in die alte Bruderschaft von Kraut und Baum und Mensch für eine kurze Strecke tiefen Schlafs.

Man lege sich ja bei solchem Heilungsausflug in einen stillen Wald und koste beides aus: Schlaf und Erwachen auf dem puren Erdreich. Es ist, als wäre man schon Jahre unterwegs.

Beim Rückweg in die kleine Stadt ist es möglicherweise so einzurichten, daß man in einen Wolkenbruch gerät und sich schon leise wieder nach der eigenen trockenen Stube sehnt. Wer es dann versteht, bei dem Abendbrot im Gasthaus an einen Stammtisch zu geraten, wer auf der Heimfahrt in der Kleinbahn stehen muß und erst bei tiefer Dunkelheit todmüde in seine Stube eintritt — es ist wohl anzunehmen, daß der für kurze Zeit vom Leiden der Reisesucht geheilt ist.

Jetzt sinkt er fröhlich seufzend in sein Bett. Im Ohr hat er noch den Klang vom Waldesrauschen. Auf seiner Haut juckt der Insektenstich. Vor seinem geschlossenen Auge hebt sich noch einmal eine Sommerwolke und fliegt mit ihm in einen Traum. Und mit dem Schlagen seines Blutes mischt sich noch immer die Erinnerung an das Holpern und Stoßen des Kleinbahnwagens.

Morgen wird er ins Büro eilen, als wäre er für Wochen fortgewesen. Er ist gefeit gegen allzu sehnsüchtiges Lecken an den Postwertzeichen. Hinterhältige Kartengrüße aus Misdroy treffen ihn nicht ins Herz. Er kann es sogar wagen, einen halben Blick in die Auslage eines Reiseladens zu werfen, und ist immun gegen das Rauschen von Lokomotiven.

Doch niemand weiß, ob das bis Mittwoch vorhält.

Nachtmarsch im Urwald

Skizze von Martin Lippmann

Noch steht die Sonne hoch am Himmel. Die Luft flimmert über der weiten Savanne, und eine schier unerträgliche Hitze brütet im hohen Gras. Endlich nimmt uns der Urwald auf, aber auch er bringt keine Erlösung: feucht und heiß schlägt uns die Luft entgegen, man atmet schwerer. Nur das grelle Licht ist dem Schatten gewichen, und der Pfad schlängelt sich durch das dichte Gewirr der Schlingpflanzen, die uns wie eine Mauer umgeben. Grün und braun schlagen sie über uns zusammen und nehmen uns jede Sicht. Die Schwüle ist beängstigend. Mann hinter Mann ziehen die Träger.

„Ihr müßt euch beeilen“, sagte der Häuptling, den wir am späten Nachmittag verließen, und zeigte zur Sonne, „das nächste Dorf ist noch weit, und es gibt viele Sümpfe im Urwald“.

Nun stecken wir inmitten der Wildnis. Sie umgibt uns dicht und unergründlich, und noch ist kein Ende des Marsches abzusehen. Haben wir uns verlaufen? Was werden die Träger tun, wenn die Nacht kommt? Ich bin in Sorge. Es ist das erste Mal, daß ich in diese Lage gerate, und der Eingeborene fürchtet sich vor der Dunkelheit. Was soll ich tun, wenn auch nur einer der Träger seine Last ablegt und durchbrennt? Wird er die anderen mit sich reißen?

Noch ist die Kolonne weit auseinandergezogen, voran Owami, der gute Boy, ein Sudanese und ein Kerl wie ein Baum. Den Schluß bildet Quadioffri, mein verläßlicher Koch. Doch der Weg wird immer beschwerlicher, er führt durch modrige Sümpfe und enge Durchlässe und verschwindet unter gestürzten Urwaldriesen, die mühsam überstiegen werden müssen. So staut sich die Trägerschar, schließt sich enger zusammen, und einer muß dem andern helfen, um die schweren Lasten hinüberzubringen. Und dann wird es langsam lebendig: Die Tierwelt des Urwaldes ahnt die einbrechende Nacht, diese jähe gewalttätige Nacht der Tropen, die oben über den Kuppen des Waldes, unseren Blicken verborgen, noch einmal ein kurzes, prächtiges Farbenschauspiel entfalten wird, bevor ihre schwarze und silberne Majestät die Herrschaft antritt. Jedoch, der Urwald kennt keinen Himmel, schon wenige Meter über uns schließt sich das Blätterdach, und nur ihre schrillen Schreie verraten, daß die Papageien ihre Schlafbäume aufsuchen.

Wieder sammelt sich die Trägerschar vor einem Sumpf. Der Weg verliert sich. Wir beschließen zu rasten, und ich schicke einen der zuverlässigsten Boys voraus, um den Pfad am anderen Ufer zu suchen. Ohne Ruhe ist diese Rast. Ich lasse den letzten Palmwein verteilen und spüre die innere Spannung, mit der meine Leute das Zeichen zum Aufbruch erwarten. Endlich kommt der Boy zurück: „Auf und los!“ Noch nie sind die Lasten so schnell wieder aufgenommen. Hastig entrollt sich die Kolonne. Die ersten entschwinden in der feuchten Wildnis.

Es war an der Zeit: Kaum sind wir über den Sumpf, da überfällt uns die Nacht. Keine Dämmerung ist ihr vorausgegangen, jäh und heftig kommt sie über uns und alles Leben rings im Urwald. Die Tierwelt wird stumm mit einem Schlage, als hielte sie den Atem an. Dann scheint sie ausgelöscht. Der Wald ist den Tieren der Nacht überantwortet, ihrem heimlichen Wesen, ihrem schleichenden Schritt und Gleiten und stummen Ueberfall. Vergeblich versuchen unsere Laternen gegen die Finsternis anzukämpfen. Unheimlich und trübe irrt der Schein gegen groteske Schatten, eng aufgeschlossen hasten die Träger hinter mir. Keiner würde es jetzt mehr wagen, den Weg zu bestimmen. Nicht die Angst vor den Tieren, vor Schlangen oder Leoparden, macht sie stumm; die Furcht vor den Geistern schlägt sie in Bann, die jetzt im Urwald umgehen und den Menschen in die Irre führen. Sie gilt es nun abzuwehren durch eintönige Gesänge und den Schlag der kleinen Trommel, die meine Leute stets mit sich führen.

Erst leise und zurückhaltend, dann lauter und lauter erheben sich die Stimmen: O — o — oaho — — oaho — o — o oaho! und klingen aus in einem kleinen Lied: wir werden dir opfern, wenn du uns weiterführst, wir werden dir opfern, wenn du uns führst bis zum nächsten Dorf! Und dann packt jeder der Träger ein wenig Nahrung aus seinem Bündel, etwas Reis oder eine Frucht und legt sie sorgsam hinter sich auf den Pfad: das wird den Geist aufhalten, der uns folgt, er wird zufrieden sein und von uns ablassen.

Doch noch immer spüre ich die Ausstrahlung ihrer Angst in meinem Nacken, und ich trage sie durch zwei lange und schwere Stunden. Bis endlich der Wald sich öffnet, bis endlich der weißliche Dunst hereinfällt, der im Mondlicht über seinen Kuppen lagert und die funkelnde Nacht uns aufgeht über einem schlafenden Dorf. Die glücklichen Rufe meiner Leute, ihre jählings aufbrechende Freude über eine wunderbare Rettung, an die sie schon nicht mehr geglaubt haben, weckt die Bewohner, und es wird daraus ein Fest mit Palmwein und Trommeln und Frauen, als seien sie wiedergeboren worden.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 54 | **13. Juli 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

6)

Und er spürte, daß Kahr an dieser Schuld zugrunde ging, wenn nicht etwas Besonderes geschah. Denn: Kahr hatte niemals etwas von einer Schuld gewußt. Er war selbstherrlich gewesen, glich da ganz seinem Vater, der aber noch in jungen Jahren starb, so daß Robert von Kahr nicht im Schatten seines Vaters aufwuchs.

Kahr hatte bestimmt. Er hatte immer den Ton gegeben, nicht weil er seiner Umwelt wehe tun wollte, nein, weil er Dienen nicht kannte, oder wenigstens nur in seinem Berufe als Arzt, in dem ging er auf, da wurde er zum Diener an der Menschheit.

Vielleicht zehrte auch dieser schwere Beruf als Arzt, als der große Hirnspezialist, so sehr an seinem Menschentum, daß nicht genug für die Angehörigen übrigblieb.

Er jedenfalls bestimmte und brach jeden Widerstand. Ja, er fand eigentlich nicht einmal offenen Widerstand, die Söhne beugten sich der starken Persönlichkeit des Vaters. Sie wurden Ärzte. Aber sie fühlten sich doch gebunden.

Aber sie rebellierten nicht offen, denn sie waren gerecht und spürten, daß der Vater durchaus das Gute wollte, sie bedauerten nur, daß er keine Zeit für sie gefunden hatte, daß sie seelisch kaum mit ihm verbunden waren.

Nur der Jüngste ... der hatte rebelliert. Der hatte den Kampf versucht und war ihm nicht gewachsen, auch ihn zwang der Vater, und er litt unsagbar in seinem Berufe. Er war nicht dafür geschaffen. Gewiß, er hatte die feine Hand des Vaters, keiner hatte einen besseren Operationsschnitt wie er, er war von allen fünf Söhnen vielleicht der intelligenteste, aber er war diesem schwersten Berufe seelisch nicht gewachsen, er verzehrte sich innerlich dabei.

Je mehr Elend er sah, um so wunder machte es ihn, er brachte es nicht fertig, sich zu dem Grad der Verhärtung aufzuschwingen, den ein Arzt unbedingt erreichen muß, eine Verhärtung, die eine Notwehr darstellt.

Alles das wußte der Quentner, und er allein hatte auch erfahren, daß Anna und Richard ein Paar geworden waren, und er schwieg darüber, dabei doch sehnsüchtig auf den Augenblick wartend, daß es offenbar werde.

Quentner war ein Gedanke gekommen.

Er dachte an des Geheimrats Gattin, an die feine zarte Frau Felicitas, die seit Jahren von dem Gatten getrennt lebte. Sie hielt es an seiner Seite nicht aus und wehrte sich, in die Einsamkeit der Berge mit ihm zu gehen und blieb in München.

Sie schrieben sich hin und wieder Briefe, aber sonst war jede innere Bindung gelöst.

An sie dachte jetzt der Quentner.

Und er meldete ein Gespräch nach München an.

Er hatte Glück, Frau Felicitas war da, und sie hörte erschrocken, daß der Gatte sehr krank war und dringend ihre Hilfe brauche. Ohne sich zu besinnen, sagte sie, daß sie sofort kommen werde. Mit dem Auto werde sie in längstens drei Stunden dort sein.

Quentner atmete auf.

* * *

Nachmittags punkt sechs Uhr traf Frau Felicitas ein. Dem alten Quentner standen die Tränen in den Augen, als er sie wiedersah, denn ihr schönes Blondhaar war schlohweiß geworden.

Stumm drückte er ihr die Hand, als er ihr aus dem Wagen geholfen hatte. Sie schritten gemeinsam ins Haus.

Drin in der Diele fragte sie hastig: „Was ist eigentlich geschehen?“

Feierlich entgegnete der alte Quentner: „Ich glaub, ein Wunder, gnädige Frau! Gehen Sie noch nicht zu dem Herrn Geheimrat! Er schläft jetzt ein wenig! Ich muß Ihnen ... alles erzählen! Es ist ... als wenn der junge Herr Richard wieder lebendig geworden sei!“

Sie sah ihn überrascht an, die Tränen stiegen in ihre Augen.

„Warum quälen Sie mich so, Quentner!“ sagte sie traurig.

„Sie werden noch ganz frohe Augen machen“, nahm

Quentner wieder das Wort. „Haben Sie gewußt ... daß Richard ... ehe er zum zweiten Male hinauszog ... Anna Erlbacher, die bei uns in der Klinik Schwester gewesen, geheiratet hat?“

Frau Felicitas zuckte zusammen. Eine heftige Erregung packte sie.

„Richard hat ... geheiratet? Und ... ich ... wir wußten es nicht?“

„Nein ... niemand wußte es, als ich selber! Aber ... ich mußte schweigen! Ich hatte es versprochen! Aber ... jetzt ... weiß es der Geheimrat ... und ... und daß ein Sohn Richards da ist ... das weiß er auch! Und das hat ihn umgeworfen!“

Frau Felicitas konnte kein Wort sprechen.

Es dauerte lange, bis sie zu sprechen versuchte und mühsam hervorwürgte: „Richard ... hat ... einen Sohn ... Quentner ... wie sagen Sie ... einen Sohn hinterlassen? Wahr und wahrhaftig?“

„Ja!“ bestätigte es der Quentner feierlich, und sein Gesicht war mit einem Male ganz ruhig und entspannt, er lächelte sogar ein wenig. „Der Bertl ... ein liebes Kerlchen ... so lieb ... wie die Frau Anna!“

Doch im nächsten Augenblick hielt er erschrocken inne, denn das Haupt Frau Felicitas' war niedergesunken, sie barg das Gesicht in den beiden Händen und weinte.

Und er störte sie nicht.

Denn die Tränen waren Erlösung. Die Tränen schwemmten einen Berg von Leid und Weh hinweg, die Tränen machten ein gequältes Herz frei und schenkten ihm wieder ein wenig Hoffnung und Freude.

Endlich sah sie wieder auf. Faßte nach Quentners Händen. „Ach, Quentner“, sagte sie, alle Freude ihres Herzens lebte in den beiden Worten. „Ach, Quentner ... ein Kind ... Richards lebt! Wir ... werden ... nicht mehr allein in Zukunft sein. Unsere Kinder sind nicht ... ganz für uns gestorben, weil ... Richard ... uns seinen Sohn gelassen hat!“

„Ja, gnädige Frau! Aber ... Sie müssen zu Frau Anna gehen! Der Geheimrat war bei ihr und hat sie gebeten! Aber sie hat sich geweigert! Ich glaube, sie ist ... sehr hart mit ihm ins Gericht gegangen, daß er ... innerlich bald daran zerbrach. Sie will nicht, daß es ihrem Sohn so hart geht ... wie es Richard gegangen ist. Sie müssen nun zu ihr gehen, Sie müssen mit ihr sprechen, daß Sie ... hier ins Haus kommt, mit Richards Sohn.“

Frau Felicitas erhob sich.

„Ja ... und gleich will ich gehen! Wo ist sie, Quentner?“

„Drüben ... in Luisenthal bei den Domspatzen!“ Eifrig erzählte er ihr alles, was er wußte, daß die Domspatzen ein Chor aus Heiligenberg seien, die Luisenthal geerbt hätten.

„Luigi kann Sie hinüberfahren!“

„Ist es weit?“

„Nein, nur zehn Minuten gut durch den Wald. Gleich den schmalen Waldweg entlang. Immer ihm nach. Dann stoßen Sie direkt auf Luisenthal, auf das Schlößchen. Dort finden Sie Frau Anna ... und den Buben!“

„Ich dank Ihnen, lieber, lieber Quentner! Ich dank Ihnen, daß Sie mich gerufen haben. Und jetzt will ich gehen! Ich will laufen! Es ist besser so! Ich muß ... ein Stück mit mir allein sein!“

* * *

Der Domkantor sah Frau Felicitas näherkommen. Er kannte die fremde Frau nicht, aber als sie vor ihm stand, da begrüßte er sie in seiner herzlichen Art.

„Ich möchte Frau Anna ... von Kahr sprechen!“

Der Domkantor stutzte, dann fragte er zögernd: „Kommen Sie ... von drüben ... aus dem Doktorhause?“

„Ja ... ich ... ich bin die Großmutter vom Bertl!“ Sie zwang sich, aber die Tränen standen in ihren Augen. Der Domkantor begriff sie, und eine seltsame Rührung ergriff ihn.

„Kommen Sie, gnädige Frau, ich will Sie zu Frau Anna führen! Sie werden den Weg zu ihrem Herzen finden. Denn sie hat das beste, edelste Herz!“

„Oh, daran glaube ich fest, Herr Domkantor!“

„Sie kennen mich?“ fragte er erstaunt.

„Nein, aber ... der Quentner, unser alter Diener hat mir von Ihnen erzählt, und ... der Mann, den alle die großen und kleinen Kinder lieben ... ich glaub, der können nur Sie sein.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Ich bin Stephan Inniger, Kantor der Domspatzen.“

„Sie haben den schönsten Beruf, Herr Kantor ... und ich glaube, daß Sie so sind ... wie Ihr schöner Name!“ Alle Wärme lag in ihren Worten.

* * *

Frau Anna fuhr zusammen, als plötzlich der Kantor mit Frau Felicitas erschien.

Die beiden Frauen sahen sich an, dann streckten sich die Arme der alten Frau Anna entgegen, und ohne daß ein Wort gesprochen wurde, verstanden sich die beiden Frauen und lagen sich in den Armen.

Der Kantor schloß die Tür hinter sich. In seinen Zügen arbeitete die Rührung. Er verstand, was Großes in den Herzen sich jetzt vollzog.

Und er rief nach dem Bertl.

Der spürte die seltsame Bewegung des Herzens in seinem geliebten Lehrer und Meister und sah ihn fragend an.

„Bertl ... du hast doch dein Mutterl lieb?“

„Oh ... sooo sehr, Herr Domkantor!“

„Und deinen Großvater und deine Großmutter — nicht die daheim auf dem Erlbacherhof, die du natürlich auch sehr liebhast, meine ich ... sondern die Eltern deines Vaters, der im Kriege gestorben ist ... nicht wahr, Bertl, die wirst du auch sehr liebhaben.“

Erstaunt sah ihn der Knabe an.

„Aber die kenn ich net!“

„Wirst sie jetzt kennenlernen, Bub! Mußt sehr gut zu ihnen sein, denn sie wollen dich auch liebhaben. Und jetzt ... hörst du ... gehst du hinauf zu deiner Mutter. Aber du wartest vor der Tür, bis sie aufgetan wird, bis dich deine Mutter ruft! Willst dir das tun, Bertl?“

„Aber ja, Herr Kantor, aber ... ich mein nur ... wenn es so arg lang dauert!“

„Du meinst“, lachte der Kantor, „wenn du es nicht mehr aushalten tust, dann ... ja dann, Bertl ... dann machst du einfach das Türl auf und gehst hinein!“

Lachend klopfte er ihm auf die Schulter, und der Bertl stellte sich treu und brav vor der Tür auf.

Und wartete!

Eine Minute hat sechzig Sekunden, und eine Minute kann zur Ewigkeit werden, wenn man wartet. Und der Bertl war sehr neugierig auf seine Großeltern.

Und drei Ewigkeiten wartete er, drei Minuten, aber dann hielt er es nicht mehr lange aus, sondern riß die Tür auf und rief fröhlich hinein: „Mutterl, hast du mich gerufen?“

Frau Felicitas starrte auf den Jungen. Sie preßte die Lippen zusammen. Sie wollte nicht weinen. Lachen sehen sollte sie der glückliche Junge, aber ... es nützte alles nichts. Die Tränen verlangten ihr Recht in dieser heiligen Stunde.

So hatte der Richard als Bub ausgesehen!

„Komm, Bertl“, sagte Frau Anna in tiefer Bewegung. „Komm, sei gut zur Großmutter!“

Im nächsten Augenblick war der Bertl bei Frau Felicitas und sah sie mit großen ernsten Kinderaugen an.

„Du bist mein Großmutterl?“

„Ja ...!“ antwortete die alte Frau in überströmender Freude. „Willst mich liebhaben, Bertl?“

Feierlich nickte der Junge, und im nächsten Augenblick lag er in den Armen der Großmutter, die ihn küßte und drückte.

Als sie ihn wieder aus den Armen ließ, da sah er sie seltsam ernst an. „Warum weinst du, Großmutterl? Hat dir wer weh getan?“

„Vor Freud wein ich, mein Bub!“ Das Lachen war scheu in ihre Züge getreten, als wage es sich noch nicht so heraus. „Kommst mit zum Großvater? Nicht wahr, Bub, dein Mutterl darf drüben bei uns wohnen, bei mir und beim Großvater!“

Das paßte dem Bertl nicht so recht, aber schließlich sagte er zögernd. „Wenn die Mutter will ...!“

„Es ist ja nicht weit, Bub!“ tröstete Frau Anna. „Und ... du bleibst hier bei deinen Kameraden, aber jeden Tag mußt einmal herüberkommen. Und ich komme auch herüber zu dir!“

„Ja, Mutter, so geht's!“ lacht Bertl glücklich. „Ist ja net weit! Da spring ich schnell mit dem Zach und dem Alfi mal herüber! Die darf ich doch mitbringen!“

„Alle, alle die du magst ... kannst du mitbringen! Wir haben einen schönen Garten ... mit einem Springbrunnen! Da könnt ihr spielen!“

* * *

Eine halbe Stunde später traf Jenzi, als sie aus der Küche kam, den Bruder etwas bedrückt an.

Erstaunt fragte sie ihn, was denn geschehen sei.

„Frau Anna ... ist ins Doktorhaus übergesiedelt. Zu dem Geheimrat von Kahr ... zu ihrem Schwiegervater!“

Jenzi stutzte. „Was sagst du? Der Geheimrat von Kahr ...?“

„Ist ihr Schwiegervater! Ja, sie hat doch damals den jüngsten Sohn des Geheimrats geheiratet, der im Felde fiel. Siehst du ... ach, ich erzähl dir zum Abend alles!“

„Ja ... ich ... ich weiß nicht, wie ich dir es sagen soll! Mir ist zumute, als wenn sie weit fort von mir gerückt ist. So fühl ich's! Es ist töricht, ich weiß es, aber ... mir ist's so zumute.“

„Sie ist uns doch nah! Das Doktorhaus ist doch nicht weit und du wirst sie oft sehen! Wann wirst du den Mut finden, mit ihr zu sprechen!“

Stephan antwortete nicht gleich.

„Es ist nicht leicht!“ sagte er dann leise. „Sie hat den Toten in ihrem Herzen und kann ihn nicht vergessen. Ich weiß nicht, ob ich je den Weg zu ihrem Herzen finden werde.“

„Bruder, du mußt! Um deinetwillen ... und um Frau Annas willen. Sie ist zu jung und darf nicht resignieren. Sie ist so schön und geschaffen, zu beglücken! Wahrlich, das ist sie. Jeder hat eine Pflicht an das Leben.“

„Ja, aber ... wenn der Tote immer dazwischensteht. Kann daraus ein Glück erblühen?“

„Das kommt auf dich, auf den Mann an, Stephan!“

„Nicht immer, Jenzi! Bei den meisten Frauen wohl, aber Frau Anna ... ist so anders.“

„Sie ist eine Frau, die lieben und geliebt werden will. Alle Frauen wollen das, auch wenn sie anders sprechen.“

„Und du ... Jenzi?“

Jenzis Gesicht wurde ernst, ein Schatten lag auf ihren Zügen.

„Ich?“ sagte sie ein klein wenig bitter. „Ich ... bin auch eine Frau, und wenn der Rechte käme, der mich lieben will und dem ich ... mein Herz geben darf, glaubst du, ich würde es einen Augenblick bedenken.“

(Fortsetzung folgt)

„Ach, wer da mitreisen könnte...“

Ein Kapitel Urlaubslust. — Von Friedrich Luft

Sie ist wie eine schleichende Krankheit, die Reiselust, die Sucht in die Ferne.

Monatelang kann man ohne jede Regung in die Weite des Morgens sein Büro aufsuchen und abends behaglich in Pantoffeln unter der gemütlichen Lampe die Zeitung blättern. Mondelang verbirgt sie sich unter einigen willkürlichen Spaziergängen die Vorstadtstraßen entlang oder unter dem Umstand, daß man unerklärlicherweise die Lust zeigt, eines Morgens zu Fuß und nicht mit der Straßenbahn sich der Arbeitsstätte zu nähern.

Man scheint gepanzert gegen alle Ausschweifungen die Landkarte hinauf und hinunter. Man legt sich sorglos abends in die Kissen, liest schnell noch ein Kapitel aus dem Detektivroman, das Schlußkapitel, kürzt sich die Zeit bis zum Einschlafen mit Nachdenken darüber, wie der Schreiber wohl Seite 1 bis 198, die man aus alter Erfahrung überschlagen hat, mit Bluff und Mord und Schuß und falscher Verdächtigung gefüllt haben mag. Man löscht das Licht und schnarcht bald traumlos dem nächsten Morgen zu.

Niemand wird uns dann ansehen, daß wir das schleichende Gift der Reisesucht in uns beherbergen, den dumpfen Drang in alle Ferne. Doch eines Tages bricht die alte Wunde auf. Unruhe, Unzufriedenheit, Abneigung gegen die sicheren Filzpantoffeln in der Abendstunde, ein Wälzen in Atlanten und alten Reisebüchern — das sind die sicheren Symptome, daß nun das alte Leiden wieder bei uns ausbricht.

Wohl dem, der dann so gestellt ist, seinem Boß im Büro beiläufig auf die Schulter klopfen zu können, mit einigen lustigen Worten ihm bedeutend, daß man für 14 Tage in die Berge müßte. Es wäre wieder einmal höchste Zeit. Gelobt dann alle die, welche sich sofort in Besitz eines jener kleinen Pappstückchen setzen können, auf denen Neuruppin, Salzwedel oder Ulm gedruckt steht. Ihr Anblick ist schon Balsam auf die Wunde.

Wir anderen aber, und wir sind die Ueberzahl, wir können unser langsam wachsendes Gebrest an unserer Sehnsucht nicht so schnell ersticken. Wir bleiben dann zu Haus und leiden Qualen. Wir versuchen unser Herz zu belügen und machen ihm vor, wir wären jetzt ja auch wohl unterwegs; auch auf Vorstadtwegen könnte sich das Schicksal allenthalben verbergen. Manche sind doch bis in die Wildnis Zentralafrikas vorgedrungen, ohne eine Erschütterung heimzubringen, während es Menschen gibt, die von einem Kaffeeausflug Stoff für Dramen und Romane mit nach Hause brachten.

Doch, ach, es ist das nur ein trüber Trost und ohne große Ueberzeugungskraft. Während wir hier durch die Dunkelheit stapfen, rollt unser Herz auf Rädern der Sehnsucht davon. Und erst im Traum holen wir es wieder ein.

Was tut man, bitte, gegen Reisesucht?

Vorerst ist jedem von diesem Leiden Befallenen streng zu raten, auf seinem Wege durch die Stadt all jene Straßen zu vermeiden, an denen die großen Reisebüros ihre Stätte haben. Niemand wird es im Zustand des Fernwehs vertragen können, an einem jener Fenster vorüberzugehen, die gefüllt sind von der Versuchung zum Kofferpacken. In Leuchtreklame, buntem Druck und schlagenden Versuchungszeilen ist da die Ferne auf ein paar Kubikmeter versammelt, Anregungen zur Reisevöllerei. Der Anblick solcher Fenster ist zu meiden. Man wähle also Nebenstraßen.

Weiter lade man sich Freunde zu Gaste, die einem aus Binz eine jener hämischen Ferienpostkarten gesandt haben, auf denen zu lesen stand, daß das Wetter herrlich, die Verpflegung ausgezeichnet sei. Quälenderweise hatte sich auf der Karte noch eine Reihe wohlklingender Mädchennamen gefunden, die ebenfalls, wenn auch „unbekannterweise“ freundlich grüßten, so den Eindruck beim Empfänger hinterlassend, der Freund sei zu allem Glück noch in einen wahren Hörselberg geraten.

Solche Freunde lade man nach ihrer Rückkehr zu Gast, stelle fest, ob sie den Kaffee für die Damen hatten zahlen müssen. Man bitte sie um Aufstellung ihrer Gesamtkosten. Für manche ist dann ein Blick auf das eigene unversehrte Sparbuch ein geringer Trost und eine kleine Rache.

Heilung jedoch ist dies noch alles nicht. Man muß energischer verfahren. Beifolgendes Rezept ist oft erprobt und schon von besserer Wirkung.

Man nehme zu Beginn der Woche ein möglichst dickes Kursbuch. Man blättere im Nahverkehr und suche eine Verbindung heraus, die uns mit möglichst großem Umstand in die Umgebung unseres Heimatortes führt. Keinen bekannten Ausflugsort aber bevorzuge man, sondern eher ein Städchen, von dem man jetzt zum erstenmal erfährt.

Es ist Wert darauf zu legen, daß möglichst fünfmal umgestiegen werden muß. Es ist zu beobachten, daß man in der Sonntagsfrühe zu nachtschlafender Zeit den Aufbruch tätigt und auf der Treppe noch den Milchmann trifft.

Wenn die Sonne erst begonnen hat, ihre ganze Tageskraft zu sammeln, sei man schon in schaukelnder Bewegung auf irgendeiner Kleinbahn dieser Welt und lausche reisegsücklich auf das Bimmeln ihrer schmalbrüstigen Lokomotive. Man koste genießerisch das vielfache Umsteigen aus, das man sich mit List in diesen Ausflug eingefädelt hat. Man stehe im Zug staubiger Kleinbahnhöfe und betrachte wartend den Himmel.